

Ralph Gerstenberg: Ganzheitlich sterben



Ralph Gerstenberg

# Ganzheitlich sterben

Kriminalroman

edition  
©opy ©at ©rime

IMPRESSUM

Copyright © 2015  
ebooknews press  
Verlag Dr. Ansgar Warner  
Rungestr. 20 (V)  
10179 Berlin  
ISBN: 9783944953359

Coverbild:  
Matthias Rhomberg  
(cc-by-2.0)

Autorenfoto Coverrückseite:  
copyright © Kirsten Breustedt

*Und da ist nichts zu verstecken  
Und nichts zu verstehen  
Mein Herz schlägt weiter  
Und dein Herz bleibt stehen  
Und da ist nichts, woran wir uns beide  
festhalten können*

Tom Liwa

## Bella Italia

Im Bella Italia gab es keinen einzigen Italiener. Dmitri, der sich aus geschäftlichen Gründen Luigi nannte, sortierte gedankenverloren die kleinen Gläser, in denen die Amarettos zur Rechnung serviert wurden. Gelegentlich wippte sein dunkler Lockenkopf im Rhythmus einer Lester-Young-Nummer, die auf Jazz Radio lief. Später, wenn das Restaurant sich füllte, würde er entweder die Pavarotti- oder die Ramazzotti-Kassette einlegen. Er hasste sie beide, ebenso wie die meisten seiner Gäste. Aber zu einem echten italienischen „Ristorante“ gehörte nun mal original italienische Unterhaltungsmusik.

Woher Dmitri kam, verriet er niemandem, nur eines war jedem klar: Italien war es nicht. Aber wer wollte daran schon Anstoß nehmen – gar an einem trüben Sonntagnachmittag wie diesem, an dem außer einem jungen Mann in staubiger Malermontur, der auf eine Pizza Capricciosa und eine Luigis Speciale mit eingelegtem Schafskäse, Oliven, Peperoni, Knoblauch und Shrimps wartete, kein Gast im Lokal war.

Ich saß an dem kleinen Tisch neben der Theke, der für das Personal reserviert war, und blätterte in der Wochenendausgabe der Berliner Zeitung. Vor dem Fenster stand der restauranteigene Fiat Panda, der in den Farben der italienischen Nationalflagge gespritzt war. Die Blätter der Linden am Straßenrand fielen auf das Dach und die Motorhaube des Kleinstwagens, um vom nächsten kräftigen Windstoß wieder weggefegt zu werden.

Seit sechs Wochen arbeitete ich im Bella Italia. Sicher gab es bessere Jobs, als italienische Speisen durch die Gegend zu fahren – vor allem besser bezahlt –, nach einem abgebrochenen Studium, Sozialhilfeempfang und einem konstitutionsbedingt kurzen Gastspiel als Möbelträger bei einer

Speditionsfirma ist man jedoch nicht allzu wählerisch.

Maria kam mit zwei Pizzakartons aus der Küche. Der einsame Gast, der seine feiertagsmissachtende Renovierungstätigkeit zum Lunch unterbrochen hatte, ließ sich noch einen Sechserpack Schultheiß geben und bezahlte. Dmitri steckte ihm seinen Handzettel mit der Speisekarte zu und sagte: «Das nächste Mal können Sie anrufen und wir bringen Ihnen selbstverständlich, was Sie wollen.»

Mit „wir“ war natürlich ich gemeint. Dmitris erst seit kurzem eingerichteter Lieferservice funktionierte noch nicht hundertprozentig. Seit zwei Stunden war ich schon hier und hatte bislang nur einen einzigen Auftrag gehabt. Deshalb wies er jeden, der etwas zum Mitnehmen kaufte, darauf hin.

Er habe noch keinen Telefonanschluss, nusichelte mein potenzieller Kunde, während er das Restgeld und anstandshalber auch den Zettel einsteckte, und fügte erklärend hinzu, dass er gerade erst dabei sei, in seine Wohnung einzuziehen.

Dmitri sah mit nachdenklicher Miene zu, wie der Mann, Pizzakartons und Sixpack jonglierend, auf die Straße trat und im Eilschritt verschwand. Es ist nicht ganz leicht für einen Geschäftsmann, mit dem Gedanken fertig zu werden, dass er vermutlich in einen Flop investiert hatte. Ich bemerkte, wie Dmitris Blick in meine Richtung wanderte, und hatte wieder einmal das Gefühl, dass mein Arbeitsplatz in höchstem Grade gefährdet war. Diesmal verkniff ich es mir lieber, Dmitri auf die preisgünstige, von der Steuer absetzbare Leasingrate für den Panda und vor allem auf meinen niedrigen Stundenlohn hinzuweisen. Sicherheitshalber klappte ich schon mal die Seite mit den Stellenangeboten auf, als Maria mir eine Pizza Calzone brachte, die ich vor einer halben Stunde bestellt hatte.

«Guten Appetit!», sagte sie, bewusst verstoßend gegen das alberne «Buon appetito!», das Dmitri von ihr verlangte. Maria kam aus Albanien. Sie war die Einzige aus ihrer Familie, die es bis nach Deutschland geschafft hatte, noch bevor ihr Heimatland im Chaos versank. Jetzt versuchte sie, mit dem

bisschen Geld, das sie hier und als Reinigungskraft in einem Supermarkt verdiente, ihren Angehörigen einen Platz auf einem der überfüllten Flüchtlingsdampfer zu finanzieren, die vor der italienischen Küste regelmäßig zu kentern drohten. Dmitri hatte sie jedoch keineswegs aus humanitären oder sozialfürsorgerischen Gründen eingestellt. Für ihn zählte vor allem, dass sie jung war, gut, aber mit Akzent deutsch sprach und mit ihren schwarzen Haaren und ihrem dunklen Teint eine mediterrane Ausstrahlung hatte, die durchaus als italienisch durchgehen konnte.

Von einem der leeren Tische holte ich mir Salz und Pfeffer. Um zu wissen, dass es daran mangelte, brauchte ich mittlerweile nicht mehr zu kosten. Als wollte er jedes gut gemeinte Konzept von einer multikulturellen Gesellschaft auf den Kopf stellen, hatte Dmitri vor einem Dreivierteljahr einen vietnamesischen Koch engagiert, dessen wahren Namen hier niemand kannte. Dmitri nannte ihn von Anfang an Charlie – wie seinerzeit die amerikanischen GIs ihren Feind im asiatischen Dschungel. Und dabei war es geblieben. Charlie hatte die Miete für seinen Euro-Asia-Imbiß in der Warschauer Straße nicht mehr aufbringen können. Also zog er es vor, auf Dmitris Angebot einzugehen und sich autodidaktisch mit italienischer Küche zu beschäftigen, statt steuerfreie Zigaretten am Bahnhof Frankfurter Allee zu verkaufen. Mittlerweile waren seine Pizzas guter Durchschnitt. Nur beim Umgang mit Salz fehlte ihm das nötige Fingerspitzengefühl. Nach einigen Beschwerden hatte Dmitri Charlie angewiesen, davon grundsätzlich etwas zu wenig zu nehmen. Nachsalzen sei schließlich kein Problem.

Ich bekam Charlie nur selten zu sehen, da er wegen seiner offensichtlichen ethnischen Zugehörigkeit nicht den Gastraum betreten durfte. Mir hingegen blieb als straßenstaubbehafteter Pasta- und Pizzaausfahrer in Anwesenheit von Gästen der Zutritt zur Küche verwehrt. Die Deutschen sind ein reinliches Volk! Und Dmitri hatte es für sinnvoll gehalten, sich diese Tugend zu Eigen zu machen. Seine Toiletten konnten es in puncto Keimfreiheit, Citrusfrische und



Fliesenglanz mit jeder bajuwarischen Familienwirtschaft aufnehmen. Überhaupt ging es ihm nicht darum, als originärer Vermittler italienischer Esskultur in die Annalen einzugehen. Vielmehr gab er sich Mühe, alles im *Bella Italia* so zu gestalten, dass es den deutschen Vorstellungen von einem italienischen Restaurant entsprach: Zimmerspringbrunnen, tropfsteinhöhlenähnlicher Gipsputz an Decke und Wänden, Chiantikrüge auf Holzregalen et cetera. Auch auf hiesige Essgewohnheiten wurde viel Rücksicht genommen: die Spaghetti nicht zu *al dente*, die Peperoni nicht zu scharf, das Bier aus Berlin. Auf Wunsch wurden zu Nudelgerichten auch Messer und Gabel gereicht, ohne dass jemand das Gefühl haben musste, damit einen Ehrenplatz auf der Abschussliste der neapolitanischen Camorra erworben zu haben. Das – sowie die moderaten Preise – machte Dmitris Lokal bei den Friedrichshainern zu einer beliebten Adresse. Hier konnte der zum Ökotechniker mit Computerkenntnissen umgeschulte, arbeitslose Bremsenwerker seiner fünfköpfigen Familie am Wochenende ein Essen spendieren und bekam einen Hauch von katalogkompatibler Exotik, quasi als Pauschalreiseersatz, gratis dazu. Italiener und Türken machten jedoch einen großen Bogen um Dmitris Wirtschaft.

„Gimme a pigfoot and a bottle of beer“, sang Billie Holiday, während ich am Personalstisch saß und an meiner nachgesalzenen Pizza säbelte, die so zäh war wie dieser Sonntagnachmittag. Wenn ich Charlie einmal zu sehen bekam, redete er nie sehr viel. Er hatte eine andere, vermutlich asiatische Art, sich zu artikulieren – durch einen ebenso minimalen wie effektiven Aufwand an Mimik und Gestik, aber vor allem durch seine Produkte. So war ich mir ziemlich sicher, dass es in der Küche Krach mit Dmitri gegeben hatte, der seine Unzufriedenheit, die sich schnell einstellte, wenn der Laden nicht lief, vorzugsweise an dem kleinen Asiaten abreagierte. Und heute hatte Dmitri allen Grund, unzufrieden zu sein. Nach einem bescheidenen Mittagsgeschäft war so gut wie nichts mehr gelaufen. Die Konsistenz von Charlies Pizzateig verriet mir, dass Dmitris Seele an diesem Tag

kein kleines Hündchen war, das in der Sonne tollte, sondern ein trauriger alter Köter, der einsam in seiner Hütte knurrte. Natürlich gehörte es zu seinem Verständnis von Professionalität, sich nichts anmerken zu lassen. Schließlich liebten die Deutschen die Italiener nicht nur wegen ihrer Nudeln und Schuhe, sondern vor allem wegen ihrer ausgelassenen Freundlichkeit, einer Eigenschaft, die in dieser Stadt nicht gerade verbreitet ist.

Mittlerweile wusste ich, dass es eine Gesetzmäßigkeit gab, die sicher auch jeder Feuerwehrmann kennt und jeder Arzt in Einsatzbereitschaft: Das Telefon klingelt immer dann, wenn man angefangen hat zu essen. So war es auch diesmal.

Dmitri hob ab und ich konnte an seinem Gesichtsausdruck erkennen, dass es ausnahmsweise kein Kunde war. «Henry, für dich!», brummte er und legte den Hörer neben den Apparat. Ich wusste, wie sehr er es hasste, wenn jemand seinen Lieferservice mit Privatgesprächen blockierte. Und alle, die mich kannten, wussten das inzwischen auch. Es gab nur einen Menschen, dem Dmitris Gefühle in dieser Hinsicht egal waren: Alissa.

«Hallo Liss», sagte ich, «was gibt's?» Dmitris Blick versengte mir die Nackenhaare.

«Henry, mein Lieber, ich hab ein kleines Problem», säuselte es aus dem Hörer.

«Ich weiß.»

Das war in etwa das Standard-Intro zu jedem unserer Telefongespräche. Zum Glück trat Dmitri nicht mehr hinter meinem Rücken von einem Fuß auf den andern. Ein ziemlich beleibtes Endzwanzigerpaar mit baseballbemühtem Kleinkind hatte das Lokal betreten und Dmitri führte es an den Tisch neben dem Springbrunnen. Er zündete eine gläserne Öllampe an und scherzte mit dem «Bambino», das ihn anstarrte, als traue es seinen Augen nicht.

«Mein Vater will mich am nächsten Wochenende besuchen», flüsterte Liss. «Er hat geschäftlich hier zu tun und bei dieser Gelegenheit möchte er sehen, wie seine Tochter

so lebt.»

«Nett von ihm», sagte ich.

«Henry, du weißt doch, wie chaotisch es bei mir aussieht...» «Soll ich dir beim Aufräumen helfen?» Ich ahnte bereits, worauf es hinaus lief.

«Das ist wirklich ganz lieb von dir. Kannst du morgen vormittag vorbei kommen?»

«Das war kein Angebot, sondern eine Frage.»

«Ich werde dich meinem Vater vorstellen. Er wird froh sein, wenn er sieht, dass es jemanden gibt, der auf mich aufpasst.»

«So», sagte ich. «Was machst du eigentlich heute Abend?»

«Erzähl ich dir morgen.»

Der Rest von meiner Pizza war inzwischen kalt geworden. Ich schob den Teller beiseite und zündete mir eine Zigarette an. Liss hatte mich eingewickelt, nicht zum ersten Mal. Damit musste man wohl leben, wenn man über dreißig war und sich in eine Frau verliebt hatte, deren Erinnerungen an das Gymnasium noch von der frischesten Sorte waren. Wenn ich mit ihr in irgendwelche Clubs ging und sie mit ihren Freundinnen und Bekannten sah, kam ich mir alt und erwachsen und deplatziert vor. Kein sehr erhebendes Gefühl! Auch sonst war das Leben mit ihr nicht gerade leicht. Sie war so unberechenbar wie ein Querschläger und tat genau das, wozu sie Lust hatte. Es gab zwischen uns keine Absprachen und keine Versprechen. Wenn sie mich sehen wollte, hatte ich Glück, wenn nicht: C'est la vie! Ich musste ihre Bedingungen akzeptieren oder mich aus ihrem Leben verziehen. Mein alter Kumpel Theo hatte mich gewarnt. Er war der Meinung, dass sie jeden, dem sie mehr als nur etwas bedeutete, unweigerlich ruinieren würde. Doch Theo konnte mir inzwischen keine Ratschläge mehr geben. Er saß in Tegel im Knast, weil er Pillen verkauft hatte, die es in keiner Apotheke gab. Jetzt schickte er mir Karten mit Sätzen wie: Die Tage kleben wie Teer an den Sohlen des Sünders.

Wenn man es genau nahm, war es sogar seine Schuld, dass Liss und ich uns kennen gelernt hatten. Sie war eine

von Theos besten Kundinnen gewesen, bis sie in einer depressiven Phase versucht hatte, sich das Leben zu nehmen. Danach war sie ein Vierteljahr in psychiatrischer Obhut geblieben. Während dieser Zeit hatte ich sie regelmäßig besucht. Dass sie mich jetzt ihrem Vater vorstellen wollte, entbehrte, wie ich fand, nicht einer gewissen Ironie. Obgleich sie es bestritt, wurde ich den Verdacht nie ganz los, dass die Rolle, die ich in ihrem Leben spielte – soweit man davon überhaupt reden konnte –, auch eher väterlicher Art war. Vielleicht wollte sie ihrem Erzeuger, der allen Grund hatte, sich Sorgen zu machen, seinen derzeitigen Vertreter vorstellen, um sein gequältes Herz ein wenig zu beruhigen. Auch das war nicht gerade erhebend.

Da das Telefon nicht klingelte, nahm ich wieder meine Zeitungslektüre auf. Maria räumte meinen Teller ab und stellte einen Espresso hin, der mit Abstand das Beste war, was man hier bekam. Dmitri zapfte Bier und ließ Ramazzotti schmachten. Die übergewichtige Kleinfamilie machte sich über die Tomatenbrote her, die vor dem Essen serviert wurden.

Ich überflog die Stellenangebote. Es war nicht gerade viel, was übrig blieb, wenn man kein Student war, keinen Taxischein hatte und nicht mit Abschlusszeugnissen und Empfehlungsschreiben seine Wände tapezieren konnte. Eine Sozialwissenschaftlerin suchte eine Ghostwriterin für ihre feministische Doktorarbeit, eine Sauna-Bar eine gutaussehende weibliche Putzkraft für 10 DM/Std. (kein Sex), ein Nachtclub eine „Tresenfee“. Das männliche Geschlecht schien in der Dienstleistungsbranche, dem Beschäftigungszweig der Zukunft, schlechte Karten zu haben. Ich strich eine Anzeige an, in der jemand mit kultivierter Stimme zum Rezitieren weltliterarischer Glanzlichter gesucht wurde, und sah mich schon, zu nachmittäglicher Stunde in Reinickendorf auf einem Jugendstilstuhl sitzend, einer Petites Madeleines verspeisenden Oberstudienratsgattin Auf der Suche nach der verlorenen Zeit vorlesen. Fast hätte ich mich mit dieser eher trüben Aussicht begnügt, als mein Blick auf

ein knappes Inserat folgenden Wortlauts fiel: Ideal für Rentner und Schüler! Detektei sucht freie MitarbeiterInnen mit PKW und Telefon auf Honorarbasis! Dahinter stand eine Telefonnummer.

Es waren noch weitere Gäste gekommen und Dmitri hatte zu tun. Er füllte Gläser und versprühte das, was er für italienische Lebensfreude hielt. Ich war zwar weder Rentner noch Schüler, ging aber mit der Zeitung zum Telefon und wählte die Nummer. Ein Anrufbeantworter meldete sich. Ich verriet ihm, wer ich war, warum ich anrief und wie man mich erreichte. Gleich nachdem ich mich wieder gesetzt hatte, läutete es. Noch im Geiste die möglichen Aufgabengebiete für Mitarbeiter von Privatdetektiven absteckend, beobachtete ich, wie Dmitri mit verzückter Miene eine Bestellung entgegen nahm: eine Pizza mit Meeresfrüchten und eine Bello e Sergio mit Peperoni. Eine Viertelstunde später konnte man mich und einen sperrigen Thermobehälter in einem rot-weiß-grünen Fiat Panda mit überhöhter Geschwindigkeit in die Frankfurter Allee einbiegen sehen.

## Herztropfen und Flieder

Die Adresse, die ich mir notiert hatte, war in Tiergarten, unweit vom Schloss Bellevue. Keine schlechte Gegend für einen Privatdetektiv. Wenn die Regierung hier einzog, kostete ein Quadratmeter Bürofläche in dieser Lage sicher mehr als ein Fußballstadion in Gelsenkirchen.

Als ich gestern Abend nach Hause gekommen war, hatte eine Frau auf meinen Anrufbeantworter gesprochen, deren Namen ich nicht verstehen konnte (er klang französisch, wie Noir oder Boudoir). Ohne den Grund ihres Anrufs auch nur anzudeuten, bat sie mich, am nächsten Morgen zurückzurufen. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, doch war ich zu müde, um mir lange darüber den Kopf zu zerbrechen. Den Nachmittag hatte ich damit verbracht, Alissas Wohnung für den Besuch eines älteren Herren herzurichten, und bis 22 Uhr war ich mit dem Thermobehälter im Viertel unterwegs gewesen, um die Stubenhocker vor ihren Fernsehapparaten mit den Spezialitäten des Bella Italia zu versorgen. Die Annonce des Detektivbüros hatte ich inzwischen völlig vergessen. Umso erstaunter war ich, als die gleiche Frau, die meinen Anrufbeantworter besprochen hatte – vermutlich die Sekretärin –, mich bei meinem Rückruf zu einem Vorstellungsgespräch als Hilfsdetektiv einlud.

Ich sollte auf den obersten Klingelknopf rechts drücken, hatte sie am Telefon noch gesagt. Sie sei mit ihrem Büro erst vor wenigen Tagen in dieses Haus eingezogen und der Hausmeister noch nicht dazu gekommen, ein Namensschild anzubringen.

Da war sie anscheinend nicht die einzige. Auf der rechten Seite des Vorderhauses gab es bislang nur drei Klingeln, die mit Namensschildern versehen waren. Auch das Quergebäude und der Seitenflügel wiesen eine äußerst lückenhafte Beschilderung auf. Ich drückte zweimal kurz und die

Haustür sprang surrend auf.

«Courtois», sagte die Frau, die mir die Tür öffnete. «Sie sind Herr Palmer?»

Sie bat mich herein, ohne mir die Hand zu geben. Ihr kurzes hellblondes Haar trug sie streng nach hinten gekämmt. Es wirkte wie eine einzige glänzende Fläche. Ihr Parfüm hatte eine merkwürdig vertraute Note. Ich kam jedoch nicht darauf, woran es mich erinnerte. Durch einen langen Korridor führte sie mich in ein helles, mit Parkettfußboden ausgelegtes Zimmer, in dem sich nicht viel mehr als ein Schreibtisch mit Glasplatte, ein Chefsessel mit schwarzem Lederbezug, ein paar Freischwinger und eine fast zwei Meter hohe Yucca-Palme befanden. Es sah aus, als hätte sie bei irgendeinem x-beliebigen Büroausstatter die Kombination 08/15 bestellt. Ihre Absätze hallten bei jedem Schritt in dem leeren Raum.

«Wie gesagt, es ist alles noch ein wenig provisorisch», erklärte sie, während sie mir einen Platz auf einem der Freischwinger gegenüber vom Schreibtisch anbot.

«Sind Sie allein?», fragte ich. Ich hatte ihre Stimme als die von meinem Anrufbeantworter und dem darauf folgenden Telefonat wiedererkannt und konnte meine Irritation nicht verbergen. Meine Vorstellungen von Privatdetektiven waren geprägt von Büchern und vor allem von Filmen. Und da sahen die Vertreter dieser Berufsgruppe erheblich anders aus. Meistens trugen sie Hüte und waren schwarzweiß.

«Möchten Sie einen Espresso?» Zum ersten Mal lächelte sie. Nur ganz leicht verzogen sich ihre dunkelrot bemalten Lippen, wodurch ihre kühle, puppenhafte Ausstrahlung noch betont wurde.

«Ich habe eine Sekretärin, aber die kommt nur zweimal pro Woche», sagte sie, als sie mit einer Espressotasse in jeder Hand nach wenigen Minuten wieder den Raum betrat. «Zucker?»

«Nein, danke.»

Sie setzte sich hinter den Schreibtisch, auf dem ein Telefon mit integriertem Anrufbeantworter stand, und schlug

ein Bein über das andere. Der Nadelstreifenanzug, den sie trug, war durchaus geeignet, ihre Weiblichkeit zu unterstreichen. Allerdings vermutete ich, dass sie wohl eher das Gegenteil damit beabsichtigte: Leuten wie mir, die ein festes Bild im Kopf hatten, die Gewöhnung an den Gedanken zu erleichtern, dass der Privatdetektiv in diesem Fall eine Frau war. Vielleicht sollte es auch nur ein ironisches Zitat sein, obwohl sie nicht gerade den Eindruck machte, als wäre Humor ihre Stärke.

Aus ihrer Jacketttasche zog sie eine Visitenkarte und schob sie mir rüber. P. Courtois, stand darauf, diskrete Ermittlungen, sowie die Telefonnummer und die Adresse, die ich schon kannte.

«Das P steht für Patricia», sagte sie. «Wenn ich meinen Vornamen ausschreiben würde, hätte ich wahrscheinlich nur halb so viele Klienten.»

«Sieht so aus, als wären Sie aus dem Größten raus», entgegnete ich und trank meinen Espresso, der längst nicht so gut war wie der von Maria.

«Sie haben also meine Annonce gelesen», beendete sie das Geplänkel. «Warum interessiert Sie eigentlich der Job?»

«Ich weiß nicht, ob er mich interessiert. Kommt ganz darauf an, worin er besteht. Die Bezahlung wäre auch nicht uninteressant.»

«Dreißig Mark pro Stunde, ein garantiertes Mindesthonorar von, sagen wir, tausend Mark im Voraus.»

Ich dachte sofort an die Woche Prag, die ich Liss versprochen hatte, sobald ich etwas Geld auftreiben konnte. Der Herbst war dafür die beste Jahreszeit. «Was muss ich tun», fragte ich, «das Bernsteinzimmer wieder finden?»

Sie lachte nicht, sondern strich sich eine imaginäre Strähne aus dem Gesicht. Anscheinend hatte sie vergessen, dass ihre Haare mit viel Gel am Hinterkopf festgeklebt waren. «Es geht um eine Observation, einen Auftrag, den ich selbst aus Gründen, die für Sie unwichtig sind, nicht ausführen kann.»

Ehrlich gesagt konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie



überhaupt einen Auftrag dieser Art ausführen konnte. Aber wer kann von sich schon behaupten, dass er die Menschen kennt. Vielleicht war das, was sie mir gerade vorführte, nur ihre Rolle als ihre eigene Personalchefin und zugleich ein Highlight in der Kunst der Verstellung. Vielleicht gehörte es tatsächlich zu ihrem Arbeitsalltag, mit einem Teleobjektiv von einem halben Meter Länge wildfremden Menschen nachzustellen, um die dunklen Ahnungen masochistisch veranlagter Ehefrauen oder -männer in absolute Gewissheiten zu verwandeln. «Wen», fragte ich, «soll ich beschatten?»

«Wenn ich Sie engagiere, bekommen Sie ein Bild, einen Namen und eine Adresse. Wenn ich Sie engagiere!» Als wollte sie ihre Entscheidungsmacht verdeutlichen, lehnte sie sich in ihrem Schreibtischsessel zurück.

«Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt», sagte ich. «Es geht mir nicht so sehr um die Identität der Person, sondern vielmehr um den Grund der Observation. Handelt es sich zum Beispiel um Kunstraub oder um Industriespionage? Ich würde vorher einfach ganz gerne erfahren, worauf ich mich einlasse.»

«Es ist besser, wenn Sie das nicht wissen.»

«Was soll das heißen?»

«Ich respektiere die Interessen meiner Auftraggeber. Und die verlangen absolute Diskretion. Verstehen Sie? Wenn ich jedem, den ich zum ersten Mal sehe, meine Fälle in allen Einzelheiten darlegen würde, könnte ich gleich aufhören. Ich biete einen gut bezahlten Job – mit anderen Worten: Entweder Sie sind damit einverstanden, zu tun, was ich verlange, oder Sie lassen es bleiben.»

Um besser nachdenken zu können, zog ich eine Zigarette aus der Schachtel. «Darf ich rauchen?»

«Tut mir Leid.»

Ich behielt die Zigarette in der Hand. Frau Courtois schaute aus dem Fenster. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, ein Zeichen von Nervosität oder Unsicherheit bei ihr zu bemerken, ein leichtes Zucken der Mundwinkel. Doch es

begann bereits zu dämmern, und im Zimmer brannte kein Licht, so dass ich ihre Gesichtszüge nicht mehr genau erkennen konnte.

«Gut», sagte ich. «Keine Beschattung untreuer Ehepartner und keine Denunziation von Arbeitnehmern, die sich auf Krankenschein ein paar Tage frei genommen haben, um einer Nebentätigkeit nachzugehen! Wenn Sie mir das garantieren, bin ich dabei.»

Sie beugte sich nach vorn, schaltete ihre Schreibtischlampe an und ich sah, dass sie lächelte. Ihr Gesicht war stark geschminkt und wirkte ungewöhnlich bleich. Kleine Falten, besonders in den Augenwinkeln, ließen sich bei aller Kosmetik nicht mehr verbergen. «Wenn das alles ist, worum Sie sich Sorgen machen, kann ich Sie beruhigen», sagte sie und es klang beinahe ein wenig amüsiert.

Vom Schachspielen kannte ich das Gefühl, etwas Entscheidendes übersehen zu haben, ohne zu wissen, was es war. Wenn man den nächsten Zug jedoch nicht wagte, würde man es nie erfahren.

«Haben Sie ein Auto?», riss mich ihre Stimme aus meinen Gedanken. Sie hatte sich wieder zurückgelehnt, so dass ihr Gesicht nicht mehr von der Lampe angestrahlt wurde.

Ich dachte an Dmitris Fiat Panda und nickte. «Heißt das, ich habe den Job?»

Aus ihrer Handtasche, die an der Lehne ihres Chefsessels hing, zog sie einen weißen Briefumschlag und legte ihn auf die Schreibtischplatte. «Darin sind tausend Mark. Das Foto mit der Adresse des Mannes, den Sie zu beobachten haben, bekommen Sie, wenn es soweit sein wird.» Dann griff sie noch einmal in ihre Tasche und holte ein Diktiergerät heraus. «Darauf sprechen Sie alles, was Sie beobachten. Ich hoffe, Sie können damit umgehen.»

«Wie lange wird die Observation ungefähr dauern?»

«Bis wir herausgefunden haben, was uns interessiert. Zwei Wochen, vielleicht auch nur zwei Tage. Deshalb bekommen sie ja ein Mindesthonorar.» Sie zeigte auf den Umschlag, der noch immer vor mir auf dem Schreibtisch lag.

«Es gibt noch ein kleines Problem», sagte ich. «Ich arbeite nachmittags und abends in einem Restaurant und müsste mir freinehmen.»

«Wann haben Sie Feierabend?»

«So gegen 22 Uhr.»

«Dann arbeiten Sie nachts, ab zehn!»

«Hatten Sie eigentlich viele Bewerber?», fragte ich.

«Mehr als genug.»

«Und warum nehmen Sie ausgerechnet mich? Ich wüsste nichts, was mich dafür empfehlen würde?»

Ihr Lächeln fiel diesmal nicht ganz so frostig aus. «Sie haben Prinzipien und – was noch wichtiger ist – Sie sind neugierig. Aber bilden Sie sich nicht zu viel darauf ein, Sie sind nicht der Einzige, der mit diesem Fall beschäftigt ist. Schließlich geht es um eine Rund-um-die-Uhr-Überwachung.»

Ich steckte den Umschlag und das Diktiergerät in die ausgebeulten Taschen meines Secondhandsakkos und zog noch einmal ihre Visitenkarte heraus. «Patricia Courtois», sagte ich. «Haben Sie französische Vorfahren oder ist Ihr Name ein Pseudonym?»

«Belgier», antwortete sie. «Meine Familie stammt aus Charleroi.»

Ihren Espresso hatte sie nicht angerührt. Dafür reichte sie mir zum Abschied die Hand. Sie war schlank und kalt, fast wie bei einer Toten. In dem Moment fiel mir ein, woran mich ihr Parfüm erinnerte: Meine Großmutter hatte im Frühling Geburtstag. An diesem Tag mischte sich der Geruch ihrer Herztropfen, von dem ihre Wohnung durchdrungen war, mit dem des Flieders, der in einer bauchigen Vase auf ihrem englischen Büfett stand. So roch Patricia Courtois, nach Herztropfen und Flieder.

## Das Foto

Als ich von meiner letzten Tour zurückkam, lief in Dmitris Restaurant bereits Round Midnight, die Mitternachtssendung von Jazz Radio. Nur an einem Tisch saß noch ein sich angeregt unterhaltendes, offenbar frisch verliebtes Paar vor leeren Rotweingläsern. Die beiden Amarettos und die Rechnung hatte Dmitri schon fertig gemacht. Ohne Bedenken ging ich in die Küche, wo Maria Teller, Gläser und Besteck in die Spülmaschine sortierte. Sie nickte mir fröhlich zu und ich fragte mich wieder einmal, woher sie die Energie nahm, zu dieser Zeit noch so munter zu erscheinen. Mindestens zwölf Stunden arbeitete sie täglich und noch nie hatte ich sie müde oder irgendwie abgespant gesehen. Mit einem feuchten Lappen wischte ich den Thermobehälter aus, während Charlie neben mir Pizzabeläge und Saucen in Plastikbehälter füllte, um sie bis morgen in den Kühlschrank zu stellen. Dann legte ich Dmitri die Schlüssel vom Panda sowie die Einnahmen des Abends neben die Kasse und setzte mich an den Personaltisch, um eine Zigarette zu rauchen. Er zählte nach und schien zufrieden zu sein.

«Wie viel Trinkgeld?», fragte er wie immer.

«Zu wenig», antwortete ich erwartungsgemäß.

«Ein Bier?»

«Du weißt, dass ich kein Bier trinke, das mit Spreewasser gebraut wurde!»

«Man soll die Hoffnung nicht aufgeben», sagte er, bevor er mit Likör und Rechnung zu seinen Gästen eilte, die auf einmal zu bemerken schienen, dass ihre Gläser schon eine Weile leer waren.

Ich holte den Umschlag aus der Sakkotasche, den ich heute Vormittag in meinem Briefkasten gefunden hatte. Es war nicht das erste Mal, dass ich das tat. Immer wenn ich das Bild herauszog und die Adresse auf der Rückseite las, kam

ich mir vor wie ein Profikiller in einem Melville-Klassiker, der in der nächsten Einstellung mit beinahe ritueller Ruhe den Schalldämpfer auf die Pistole schrauben würde, um seinen Auftrag noch vor dem Abendessen zu erledigen.

Der Mann auf dem Foto war um die fünfzig. Er trug ein helles Leinenjackett und ein sandfarbenes Hemd, dessen aufgeknöpfter Kragen im Ausschnitt ein weißes T-Shirt erkennen ließ. Einzelne Strähnen seines weiß-grauen Haares, das sich an der Stirn schon etwas lichtete, standen von seinem Kopf ab, als hätten sie die Kraft eines eigenen Willens. Diese unorthodoxe Zerzaustheit wurde ergänzt durch dunkle, nach außen spitz zulaufende Augenbrauen und ein starkes Nasenbein. Seine Augen waren weit aufgerissenen, wodurch eine bereits angelegte Uhu- oder Raubvogelhaftigkeit seines Gesichts noch betont wurde. Der Mann saß mit gefalteten Händen an einem Tisch und sah besorgt aus. Er schaute nicht direkt in die Kamera, sondern starr daran vorbei – vermutlich zu einer Person, die ihm schräg gegenüber saß. Seine schmalen Lippen waren zusammengepresst, seine Stirn lag in Falten. Was die andere Person von sich gegeben hatte, konnte ihm nicht gefallen haben. Auf dem Foto wies so gut wie nichts darauf hin, wo der Mann sich befand. Hinter ihm waren Sträucher, neben ihm eine Stuhllehne. Vielleicht ein Gartenlokal, dachte ich, oder ein Privatgrundstück.

Dr. Alexander Niemeyer, stand auf der Rückseite mit Schreibmaschine geschrieben, eine Adresse in der Kollwitzstraße sowie das Datum von morgen. Die Straße war nur wenige Tramstationen von meiner eigenen Wohnung entfernt. Ich weiß nicht, ob mich diese Nähe irritierte oder die Tatsache, dass der Fall plötzlich ein Gesicht bekam, einen Namen und eine Anschrift. Vielleicht war es auch der Ausdruck, der in diesem Gesicht lag, ein Ausdruck des Missfallens. Genauso – da war ich mir ziemlich sicher – würde es Herrn Dr. Niemeyer missfallen, wenn er wüsste, dass ihm jemand nachspionierte, dass ich ihm nachspionierte, obwohl ich ihn überhaupt nicht kannte – nur aus einem einzigen

Grund: weil irgendwer, den ich ebenfalls nicht kannte, bereit war, dafür Geld zu bezahlen.

In Gedanken war ich schon dabei, Patricia Courtois anzurufen und die Sache abzublasen, als ich hinter mir Dmitris Stimme hörte: «Das ist wohl dein armer Vater, der seinen missratenen Sohn betrachtet.» Er lachte aus vollem Hals über seinen eigenen Scherz und klopfte mir mit seiner behaarten Pranke auf die Schulter. Vor lauter Begeisterung vergaß er sogar, dem Paar, das Arm in Arm kichernd das Restaurant verließ, ein arienhaft volltönendes «Arrivederci!» hinterherzurufen.

Ich steckte das Foto zurück in den Umschlag. Dmitris Interpretation, so albern sie war, hatte wieder meine Neugier geweckt. Nein, ich würde keinen Rückzieher machen. Ich wollte wissen, wer der Mann war, dessen Bild ich bei mir trug, und ich wollte herausbekommen, warum jemand ein Interesse daran hatte, ihn zu beobachten. «Dmitri», sagte ich. «Ich bräuchte morgen Abend den Panda. Geht das in Ordnung?»

«Du willst wohl jemanden beeindrucken.» Seine Stimmung steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. «Mit dem Panda wirst du eine prima Figur machen. Glaub mir, Henry, damit kannst du bei jeder Frau dein Ziel erreichen.» Auf einmal verstummte jedoch sein Lachen.

Charlie war aus der Küche gekommen. Er hatte seine Arbeitskleidung abgelegt und trug jetzt eine Levi's-Imitation, die er auf einem Polenmarkt erstanden hatte, dazu ein kariertes Freizeithemd mit aufgerauter Oberfläche. In seinem Gesicht war ein Ausdruck, den ich vorher noch nie bei ihm gesehen hatte – eine Art Siegerlächeln. Langsam kam er auf uns zu. Ich hatte das Gefühl, dass etwas passieren würde, was nicht alle Tage vorkam, und auch Dmitri war ganz still geworden. Charlie schien jede Sekunde seines Auftritts zu genießen. In kabuki-theatralischer Slow Motion griff er sich in die Hemdtasche und ich erwartete den Augenblick der Befreiung, die Szene, in der ein kleiner asiatischer Arbeitnehmer seinem Chef sagte: Schluss mit der Ausbeutung von

Arbeitskräften aus Billiglohnländern, Schluss mit der miesen Behandlung am Pizzaofen ohne Erschwerniszuschlag bei 45 Grad in den Sommermonaten und vor allem: Schluss mit der italienischen Küche!

Dmitri sah aus, als würde er bereits überlegen, woher er auf die Schnelle einen neuen Koch bekam. Voller Genugtuung breitete Charlie ein zusammengefaltetes Stück Papier auf dem Tresen aus. Es war die Speisekarte einer neu eröffneten Pizzeria – mit Telefonnummer und Adresse, wie man sie hin und wieder im Briefkasten stecken hatte. Dmitri und ich betrachteten sie verständnislos. War das die asiatische Art, seinem Chef klarzumachen, dass man künftig bei der Konkurrenz die Gerichte versalzen würde? Charlie legte den Finger auf eine Zeile, die besonders fett gedruckt war und sah Dmitri triumphierend an. Eröffnungsangebot, stand dort. Alle Pizzen 6 DM!!!

«Na und?», sagte Dmitri gleichgültig, obwohl ihm anzusehen war, dass er noch immer nicht wusste, worauf Charlie eigentlich hinaus wollte. «Vier Wochen, dann sind die Pizzas bei denen mindestens so teuer wie bei uns!»

«Pizzen!», sagte Charlie, mit dem Zeigefinger energisch auf die Karte tippend. «Plural von Pizza ist Pizzen! Alle Karten von Bella Italia falsch. Hier steht richtig: Pizzen!»

Darauf lief es also mal wieder hinaus, auf den alten Pizzas-Pizzen-Streit, den Dmitri und Charlie mindestens einmal pro Woche mit Leidenschaft austrugen.

«Du kleiner schlitzäugiger Maulwurf!», keifte Dmitri los, als auch bei ihm endlich der Groschen gefallen war. «Du willst mir also erzählen, wie man richtig deutsches Italienisch spricht?!» Wütend zerfetzte er das vermeintliche Beweisstück.

Charlie ließ sich dadurch jedoch nicht aus dem Konzept bringen. «Wahrheit ist kein Stück Papier», sagte er völlig unbeeindruckt.

Dmitri tobte. «Nicht mit Messer und Gabel essen können, aber alles besser wissen!» Sein Gesicht hatte inzwischen die Farbe einer italienischen Strauchtomate angenommen.

«Bitte Henry, erkläre doch diesem asiatischen Analphabeten, wie man hier spricht.»

Das kannte ich schon. Irgendwann suchte Dmitri meine Bestätigung. Als Muttersprachler war ich in seinen Augen der Einzige, der über die notwendige Qualifikation verfügte, in dieser wichtigen Frage eine Entscheidung zu fällen. Keine sehr dankbare Aufgabe!

«Es ist beides möglich», sagte ich wie gewöhnlich und kam mir dabei vor wie ein Lehrer in einem Volkshochschulkurs „Deutsch für Ausländer“. «Der Plural von Pizza ist entweder Pizzas oder Pizzen. Ihr könnt es euch aussuchen. Es gibt also überhaupt keinen Grund, sich zu streiten.» Doch ich brauchte nur in ihre Gesichter zu sehen, um zu erkennen, dass sie mir nicht glaubten.

Charlie zwinkerte mir gutmütig und ein wenig verschwörerisch zu, was bedeuten sollte, dass er schon verstanden habe. Er werde mir diese kleine Unwahrheit keineswegs übel nehmen, denn es sei ja ganz offensichtlich, dass mich Dmitri durch seine tölpelhaft direkte Art zu dieser diplomatischen Notlüge gezwungen habe.

«Ach so», sagte Dmitri, der aus seiner Enttäuschung und seinem Zweifel keinen Hehl machte. «Dann kann man auch Autos sagen oder Auten, Kameras oder Kameren . . . »

Abwehrend hob ich beide Hände. «Was ist nun, bekomme ich morgen den Panda, oder nicht?»

«Du kannst ihn gleich mitnehmen», sagte er, noch ein wenig den Beleidigten spielend, und schob mir die Autoschlüssel rüber.

«Darf ich dich nach Hause fahren?», fragte ich Maria, die gerade damit fertig geworden war, den Gastraum aufzuwischen. Ich wusste, dass sie in der Nähe vom Bahnhof-Lichtenberg zur Untermiete wohnte und froh war, wenn sie abends nicht allein in diese finstere Ecke musste, besonders nachdem sie ein paar Mal von pickligen HJ-im-Volkssturmeinheiten in der U-Bahn angepöbelt worden war.

«Einen Augenblick», sagte sie und zog die silbernen Klammern aus ihrem Haar, das sofort in schwarzen Locken über



ihre Schultern fiel. Sie verschwand noch einmal nach hinten. Kurz darauf kam sie mit frisch nachgezeichneten Lippen und hochhackigen Schuhen wieder herein. Drei Herren unterschiedlichster Herkunft bestaunten stumm ihre Verwandlung.

«Und was ist mit dir?», hörte ich Dmitri zu Charlie sagen. «Willst du hier Wurzeln schlagen? Deine Frau hat doch bestimmt schon einen leckeren Hund in der Röhre.»

## Schwarzweiß

«Eins, eins, eins», überprüfte ich die Aufnahmefunktion des Diktiergerätes. «Eins, eins, eins.» Ich spulte zurück und drückte auf Record. «Donnerstag, der Zweiundzwanzigste. Es ist jetzt ...», ich schaute auf die Uhr in der Anzeigetafel des Pandas, «... exakt 22 Uhr 28. Ich sitze im Auto gegenüber dem Eingang des Hauses in der Kollwitzstraße. Nebel steigt aus den Gullys und legt sich wie ein Teppich auf den Bürgersteig ... Kleiner Scherz, Entschuldigung!» Ich räusperte mich und fuhr fort: «In der Wohnung von Herrn Niemeyer brennt kein Licht.» Wo Niemeyer wohnte, hatte ich zuvor an der Klingelleiste neben der Eingangstür gelesen: 3. Etage, rechts. Er hatte sogar ein extra großes Schild, dem zu entnehmen war, dass er als „Therapeut“ arbeitete und seine Wohnung als „Heilpraxis“ benutzte: Sprechzeiten nach Absprache. Seine Telefonnummer, die daneben stand, hatte ich gleich in den Adressenteil meines Taschenkalenders geschrieben.

Im Erdgeschoß des Hauses befand sich eine esoterische Buchhandlung. Der Moment der Erfahrung ist unendlich oder Aus der Tiefe des Verstehens die Liebe berühren hießen die Bücher, die zwischen Edelsteinen und Kristallen im Schaufenster lagen. Unter dem Motto „LUSTVOLL lernen“ wies ein Zettel in einem Schaukasten darauf hin, dass sich die „Masturbationsgruppe für Männer“ das nächste Mal am 6. Oktober traf.

Ich schaltete das Diktiergerät aus, stellte die Lehne zurück und machte es mir, so gut es ging, auf dem Sitz bequem. In der Danziger Straße fuhr eine Straßenbahn den Prenzlauer Berg hinauf. Obwohl sie nicht viel länger als eine Sekunde brauchte, um die Kreuzung zu passieren, hatte ich erkennen können, dass der Wagen noch gut besetzt war. Gegen 22.45 Uhr hielt eine junge Frau mit einem grü-

nen Fahrrad, an dem das Vorderlicht nicht funktionierte, vor dem Eingang, den ich im Blick hatte. Umständlich das Fahrrad mit der Hüfte abstützend, kramte sie in einer Korb tasche und schloss schließlich die Haustür auf. In den Wohnungen des Vorderhauses ging kein Licht an, also wohnte sie im Seitenflügel oder im Quergebäude.

Für Patricia Courtois sprach ich meine Beobachtungen auf die Mikrokassette des Diktiergerätes. Nach weiteren fünf Minuten fuhr eine Polizeistreife im Schrittempo an mir vorbei und hielt ein paar Meter weiter vor einem Feinkostladen, der für seinen Käse berühmt und für seine Preise berüchtigt war. Einer der beiden Beamten stieg aus dem VW-Bus und sah in meine Richtung. Ich glaubte schon, er hätte mich entdeckt und würde in mir einen Interessenten für das Autoradio vermuten. Deshalb bemühte ich mich, möglichst entspannt und teilnahmslos auszusehen, als ob ich auf jemanden wartete – was ja auch der Fall war.

Der Polizist drehte sich um und ging zielstrebig auf den Feinkostladen zu, auf dessen Schaufenster mit weißer Farbe eine große Drei gemalt worden war, die mir erst jetzt auffiel. Mit einem Papiertaschentuch, das er zuvor mit Spucke befeuchtet hatte, untersuchte der Beamte die etwas verunglückte Zahl. Er kratzte und wischte an dem eiförmigen unteren Bogen herum, bis ihm sein Kollege aus dem Auto etwas zurief, was ich nicht verstehen konnte. Daraufhin unterbrach er seine Tätigkeit und lief ein paar Schritte weiter zur nächsten Haustür, die ebenfalls mit einer weißen Drei verziert worden war. Hier sparte er sich jedoch eine genauere Untersuchung. Er steckte das Taschentuch wieder ein und stieg zurück in den Wagen, der gleich darauf in die Danziger Straße einbog.

Viel mehr passierte nicht. Und schon nach einer halben Stunde wusste ich, dass es genau so war, wie ich es mir immer vorgestellt hatte: Ein Mann, der in einem Auto sitzt und stundenlang einen Hauseingang beobachtet, muss zwangsläufig auffallen. Zu dieser Zeit waren noch ziemlich viele Menschen unterwegs – vor allem in Richtung Kollwitzplatz

–, und ich hatte das Gefühl, dass mich jeder, der an mir vorbei kam, anstarrte. Natürlich war das Fahrzeug, in dem ich saß, auch nicht gerade unauffällig.

Irgendwann klopfte es an das Seitenfenster und ein erheblich aus der Form geratener Nachtvogel mit verschorfter Platzwunde an der Stirn artikulierte seinen Wunsch nach einer Mark für die Verpflegungskasse. Ich gab ihm zwei, damit seine Beine ihn wie von selbst zum nächsten Imbiss trugen, der billiges Büchsenbier im Angebot hatte.

Als ich die Scheibe hochgekurbelt hatte und mich wieder dem widmete, wofür ich bezahlt wurde, fiel mir sofort das Licht auf, das durch die Milchglasscheibe der Eingangstür, die ich im Auge behalten sollte, nach draußen fiel. Ich hoffte, dass die Haustür sich öffnete und jemand auf die Straße trat, um seinen Hund auszuführen oder meinetwegen auch noch Schlimmeres zu tun, doch meine ärgsten Befürchtungen wurden leider umgehend bestätigt. In Niemeyers Wohnung ging das Licht an. Er war also, während ich aus dem Wagenfenster großzügig Almosen verteilte, auf der anderen Straßenseite in aller Seelenruhe an mir vorbei spaziert – und ich hatte ihn nicht bemerkt. Ich wusste nicht einmal, ob er allein in seiner Wohnung war. Aufgeregt griff ich nach dem Diktiergerät, das auf dem Beifahrersitz lag, und drückte auf die Aufnahmetaste. «23 Uhr 13», sagte ich. «Niemeyer kommt nach Hause.» Dann verließ ich meinen Posten.

Zirka zehn Minuten musste ich vor dem Schaufenster der Buchhandlung verbringen, bis jemand aus dem Haus kam und ich, einen Gruß murmelnd, den Treppenflur betreten konnte. Einmal erlosch das Flurlicht, bis ich in der 3. Etage vor Niemeyers Wohnung stand. Aus der Nachbarwohnung drang der blecherne Ton eines zu laut gestellten Fernsehapparates. Als ich mir endlich ein Herz gefasst hatte und beabsichtigte unter irgendeinem albernen Vorwand zu klingeln, obwohl ich mir einigermaßen sicher war, dass Patricia Courtois einen solchen Kontakt kaum billigen würde, ging die Tür auf. Eine Frau mit rotblonden Haaren sowie Niemeyer persönlich standen mir plötzlich gegenüber. Im selben Au-

genblick erlosch die Treppenhausbeleuchtung wieder. Nur ein diffuser Schein aus Niemeyers Korridor beleuchtete den Flur. Ich tastete nach dem Schalter. Als es wieder hell wurde, traf mich Niemeyers Blick, den ich schon von dem Foto kannte. Auch Niemeyer selbst ähnelte durchaus der Aufnahme, die ich bei mir trug: helles Leinenjackett, abstehende Haare, Raubvogelkopf. Die Frau neben ihm wirkte blass und erschrocken.

«Guten Abend!», sagte ich und bemühte mich, so gelassen wie möglich zu erscheinen. Während ich die Treppe hinunterlief, hörte ich, wie sie leise, beinahe flüsternd, miteinander sprachen.

Fünf Minuten später kam die Frau aus dem Haus. An der Buchhandlung blieb sie stehen und kramte in ihrer Handtasche. Es sah so aus, als ob sie kurz zögerte. Dann lief sie schräg über die Straße – direkt auf mich zu. Ich warf mich auf den Beifahrersitz und hoffte, dass sie mich nicht gesehen hatte. Als das Klappern ihrer Absätze wieder leiser wurde, beobachtete ich, dass sie in die nächste Seitenstraße einbog. Ich hob das Diktiergerät auf, das bei meiner hastigen Aktion heruntergefallen war, lehnte mich zurück und atmete tief durch. Erst jetzt bemerkte ich die weiße Drei auf der Motorhaube des Pandas.

«... Niemeyer kommt nach Hause. Er ist in Begleitung einer etwa vierzigjährigen, rotblonden Frau. Sie ist zirka einssiebzig groß, trägt einen knöchellangen Trenchcoat und einen orangenen Seidenschal. Ansonsten sieht sie aus, als gehöre sie zu der Sorte von Frauen, der Kneipen zu laut und verqualmt sind – wenn Sie verstehen, was ich meine. Nach einer Viertelstunde verlässt sie wieder das Haus und verschwindet in der Sredzkistraße. Um 0 Uhr 38 geht bei Niemeyer das Licht aus. 5 Uhr 30: Ende der Observation.»

Ich hörte mir noch einmal die offizielle Version meiner gestrigen Beobachtungen an. Im Anschluss drückte ich auf die Aufnahmetaste und sagte: «Freitag, der Dreiundzwanzigste; 22 Uhr 15; in Niemeyers Wohnung brennt Licht» –, wobei ich mich vergeblich um das markante Timbre eines

Film-noir-Synchron-Sprechers bemühte.

Fast eine halbe Stunde hatte ich in der zweiten Reihe gestanden, bis endlich an observationstechnisch akzeptabler Stelle ein Parkplatz frei geworden war. Das brauchte Patricia Courtois jedoch nicht zu wissen, auch nicht, dass es bereits drei viertel elf war. Ein bisschen kam ich mir vor wie ein Gymnasiast, der seine Hausaufgaben in der Hofpause auf der Toilette abgeschrieben hatte.

Tagsüber war es mir nicht gelungen, Patricia Courtois zu erreichen. Ich wollte mit ihr noch ein paar Details klären: ob sie einen täglichen Rapport erwartete oder erst nach mehreren Tagen informiert werden wollte, wie sie sich meine Berichterstattung vorstellte, ob ich ihr die Kassetten zuschicken oder sie persönlich in ihrem Büro abliefern sollte und dergleichen mehr – aber nicht einmal ihr Anrufbeantworter hatte sich gemeldet.

Dafür rief Liss an, natürlich im Bella Italia, woraufhin Dmitris Blutdruck eruptiv einen der obersten Grenzwerte erreichte. Ihr Vater sei angekommen, ließ sie mich wissen. Er habe sich ihre Wohnung bereits angesehen und sei zufrieden gewesen. Außerdem würde er sich freuen, wenn er mich bei einem Abendessen kennen lernen könnte. Nachdem Liss das Pflichtprogramm absolviert hatte und ihr Daddy vermutlich schon in seinem Hotelbett schnarchte, wollte sie noch in einen der Drum-'n'-Bass-Clubs gehen, die gerade ein ziemlicher Hit waren. Eine Nacht zwischen Freitag und Samstag ungetanzt verstreichen zu lassen, war für Liss einfach unvorstellbar.

«Vielleicht sehen wir uns danach!», hatte sie am Telefon gesagt. Das war ihre Art auszudrücken, dass sie sich freuen würde, wenn wir uns später noch irgendwo treffen könnten. Meine geheimnisvollen Andeutungen, weshalb ich an dem Abendessen mit ihrem Erzeuger nicht teilnehmen konnte, hatten sie vermutlich neugierig gemacht.

Ein Mann erregte meine Aufmerksamkeit. Er lief über die Straße, direkt auf das Haus zu, in dem Niemeyer wohnte. Ich hatte das Diktiergerät noch in der Hand und zeichnete

meine Beobachtungen auf: «Er ist schätzungsweise Anfang vierzig, mittelgroß, korpulent, trägt einen dunklen Mantel und einen schwarzen Hut, den er ab und zu mit der rechten Hand festhält, damit der Wind ihn nicht von seinem Kopf reißt. Vor der Haustür setzt er sich eine Brille auf und betrachtet die Namensschilder der Klingelanlage. Dann geht er ein paar Schritte zurück, legt den Kopf in den Nacken, wobei er den Hut abnimmt – er leidet unter Haarausfall. Er schaut hoch zu den Fenstern des Hauses. Auf der rechten Seite brennt nur bei Niemeyer noch Licht. Langsam, fast bedächtig, setzt er seinen Hut wieder auf, geht auf den Eingang zu und drückt auf einen der Klingelköpfe – es könnte Niemeyers sein. Noch einmal läuft er zurück zum Rand des Bürgersteigs und schaut – diesmal bin ich mir sicher – direkt zu Niemeyers Fenster. Jetzt holt er einen Schlüsselbund aus der Manteltasche. Er dreht sich um, als wolle er sich vergewissern, dass er von niemandem beobachtet wird, und öffnet die Tür.»

Nachdem der Mann im Haus verschwunden war, behielt ich die Fenster des Treppenhauses im Auge, deren schmutzige Milchglasscheiben jedoch nicht einmal so viel Licht durchließen, dass ein Schatten erkennbar war. Einmal ging das Licht aus und wurde wieder eingeschaltet. Dann blieb es dunkel. Ich schaute zu den Fenstern von Niemeyers Wohnung, aber es veränderte sich nichts. Trotzdem war ich mir sicher, dass der Mann dorthin gegangen war.

Ich schaltete das Gerät aus, das schon eine ganze Weile nur noch mein Schweigen aufgezeichnet hatte, und holte das Foto von Niemeyer aus der Tasche. Es war etwas in seinem Gesicht, das ich bislang übersehen hatte. Ich dachte an gestern Abend, als wir uns zum ersten Mal auf dem Treppenabsatz gegenüberstanden hatten. Der starre Blick, die aufgerissenen Augen ... Er war nicht nur überrascht, erschrocken, verärgert – er hatte Angst! Und es würde mich nicht wundern, wenn diese Angst mit einem Mann zu tun hatte, der einen schwarzen Hut trug.

Ich wurde nervös und zündete mir eine Zigarette an. Im-

mer wieder blickte ich hoch zu Niemeyers Fenster. Vielleicht war er in Gefahr. Aber was sollte ich tun? Patricia Courtois in ihrem Büro anrufen? Als Gelegenheitsrealist erschien mir das alles andere als aussichtsreich. Ihre Privatnummer hatte ich schon am Nachmittag vergeblich im Telefonbuch gesucht. Außerdem hätte ich meine Beobachtungen für längere Zeit unterbrechen müssen, denn eine Zelle mit funktionierendem Telefon zu finden, war in dieser Gegend nicht ganz einfach. Ich konnte nichts tun, als hier weiter zu sitzen und mich zu beruhigen. Also spulte ich die Kassette zurück und hörte mir noch einmal die letzte Aufzeichnung an. Danach schüttelte ich den Kopf und lächelte still in mich hinein. Jede Berufsgruppe hatte ihre immanente Krankheit. Fußbodenleger litten unter Arthrose, Hamletdarsteller unter Texthängerträumen und Privatdetektive unter Paranoia. Die Sicherheit, mit der ich annahm, dass der Mann mit dem schwarzen Hut ausgerechnet Niemeyer einen Besuch abstatten wollte, war ein Beweis dafür, dass auch Quereinsteiger und Pauschalkräfte nicht von den typischen Symptomen der jeweiligen Branche verschont blieben. Mein vom Observieren bereits angekränkeltes Hirn hatte in seinem Bedürfnis, Zusammenhänge herzustellen und etwas von dem zu begreifen, was hier vor sich ging, die Grenzen des Wahrscheinlichen weit hinter sich gelassen. Ich war mir nun sicher, dass es für alles, was ich soeben beobachtet hatte, eine simple Erklärung gab. Wahrscheinlich wohnte der Mann in der Etage über Niemeyer. Es war etwas spät geworden, und weil er ein ebenso rücksichtsvoller wie schuldbewusster Ehemann war, wollte er seine Frau nicht wecken. Deshalb hatte er sich zunächst vergewissert, ob noch Licht brannte. Er glaubte, welches zu erkennen, und klingelte. Als niemand öffnete, schaute er noch einmal zu seiner Wohnung hinauf und bemerkte seinen Irrtum. Vielleicht hatte der Mond sich in den Fensterscheiben gespiegelt. Dann schloss er die Haustür auf und ging hoch zu seiner Wohnung.

Blieb nur noch die Frage bestehen, warum ich nicht be-



obachten konnte, dass irgendwo in den Wohnungen des Vorderhauses Licht eingeschaltet wurde, nachdem es im Hausflur erloschen war. Höchstwahrscheinlich gab es in seiner Wohnung Zimmer, deren Fenster zum Hof hinaus zeigten. Damit gab ich mich fürs Erste zufrieden. Ich drückte wieder auf die Rückspultaste des Diktiergerätes, um meine letzte Aufzeichnung noch einmal zu überarbeiten. Schließlich wollte ich nicht, dass meine Auftraggeberin mich für komplett verrückt hielt. Als ich die Record-Taste betätigte, um den neuen Text ins Mikrophon zu sprechen, wurde ich jedoch abgelenkt von einem Mann, der auf einem schrottreifen Fahrrad saß. Er hatte kräuselige Haare und einen Dreitage-Bart. Am Lenker seines Rades hing ein Eimer mit weißer Farbe, in den er einen Pinsel tauchte, dessen Griff mit einem abgebrochenen Besenstiel verlängert worden war. Er hielt vor der esoterischen Buchhandlung und malte vom Fahrrad aus eine prächtige Drei auf den Schaukasten, in dem die Männer-Masturbationsgruppe über ihre Treffen informierte.

Unwillkürlich schaute ich auf die Motorhaube des Pandas. Doch der Regen der vergangenen Nacht hatte die weiße Zahl bereits restlos abgewaschen. Der seltsame Maler blieb auf seinem Fahrrad sitzen und betrachtete sein Werk. Im Licht der Straßenlaternen konnte ich erkennen, dass seine blaue Arbeitsjacke mit weißer Farbe bespritzt war. Auch an der braunen Cordlatzhose, die er trug, und an seinen Turnschuhen klebten Farbspritzer. Offenbar zufrieden mit dem Ergebnis, setzte er sich wieder mit seinem Fahrrad in Bewegung, wobei er den verlängerten Pinselstiel unter den rechten Arm klemmte wie Don Quichotte seine Lanze.

Er kam aber nur wenige Meter weit. Als er auf der Höhe des Eingangs war, vor dem ich mich postiert hatte, wurde die Haustür von innen aufgestoßen, der Mann mit dem Hut kam herausgestürmt und es gab für keinen der beiden mehr eine Möglichkeit auszuweichen. Heftig prallten sie zusammen. Das Fahrrad kippte zur Seite und sie fielen übereinander auf den Bürgersteig. Die Farbe war aus dem

Eimer geflossen und hatte eine weiße Pfütze gebildet, in deren Mitte ein schwarzer Hut lag. Dessen Besitzer kümmerte sich im Augenblick jedoch ebenso wenig um seine Kopfbedeckung wie um den Fahrradfahrer, den er umgestoßen hatte. Er rappelte sich hoch und rannte los.

«He!», rief der Maler hinter ihm her, während er sein linkes Bein mühsam unter dem Fahrrad hervorzog. «Bleib stehen!»

Wenig später hörte ich, wie irgendwo in der Nähe ein Motor aufheulte und Reifen quietschten.

Nachdem er sich selbst aufgerichtet hatte, hob der Maler sein Fahrrad auf und stellte es an die Hauswand. Er nahm seinen Pinsel in die Hand, hängte den leeren Eimer an den Lenker und betrachtete fasziniert den schwarzen Hut in der weißen Pfütze. Andächtig senkte er den Kopf und es sah so aus, als dankte er Gott für dieses Wunder in Schwarzweiß, dieses Kunstwerk des Zufalls, dessen Einmaligkeit ihn für alle Fahrradstürze seines Lebens großzügig entschädigte.

Es vergingen Minuten, bis er sich über die Pfütze beugte und vorsichtig, als handele es sich um etwas sehr Kostbares, den Hut aufhob. Der obere Rand und der Deckel waren völlig weiß. Innen schien er jedoch keine Farbe abbekommen zu haben. Der Maler zögerte noch etwas, dann legte er seinen Pinsel auf den Fenstersims des Buchladens, und mit beiden Händen den Hut an der schmalen, nach oben gebogenen Krempe fassend, setzte er ihn auf. Lange rückte er ihn auf seinem Kopf zurecht, bis er endlich – obwohl er ihm etwas zu klein war – einigermaßen saß. Anschließend fuhr der Mann vergnügt mit seinem Fahrrad die Straße hinauf.

Ich schaute ihm hinterher. Der weiße Punkt auf seinem Kopf leuchtete unter den Laternen, bis er irgendwann in der Nacht verschwand.

## Komplexe!

Das BlaBla war einer der etabliertesten Absackerläden in Prenzlauer Berg. Tagsüber und abends war hier normalerweise nicht viel los. Erst in den Morgenstunden, wenn in den meisten Kneipen und Cafés zwischen Schönhauser und Prenzlauer Allee die Rollläden schon lange unten waren, füllten sich die beiden kleinen Räume mit Leuten, die aus diversen Clubs der Umgegend hierher kamen, um in den weichen Sofas oder an der Bar einen letzten Schlummertrunk vor dem allerletzten zu nehmen.

Es war schon nach sechs, als ich die Tür aufzog und mir Tom Waits die berechtigte Frage entgegenkrächzte: «What did you do the last time?»

Was ich getan hatte? Die ganze Nacht in einem kleinen Fiat gegessen und einen Hauseingang beobachtet, bis ich der Meinung gewesen war, acht Stunden seien genug für eine Schicht – auch darüber gab es mit Patricia Courtois noch keine präzise Absprache! Als ich den Motor startete, hatte bei Niemeyer noch Licht gebrannt. Möglicherweise litt er unter Schlaflosigkeit. Negative Energien?

Nach dem Zusammenstoß von dem Mann mit dem Hut und dem Fahrradfahrer war nichts Erwähnenswertes mehr passiert. Lange noch hatte mich die Frage beschäftigt, warum der Hutträger es so eilig gehabt hatte, dass er seine Kopfbedeckung auf dem Bürgersteig zurückließ und dem Gestürzten nicht auf die Beine half. Vielleicht, dachte ich, war er in Panik geraten, weil er befürchtete, die seltsame Gestalt, die unter ihm lag, könne ihm etwas antun. Bestimmt hatte er auch erkannt, dass sein Hut nicht mehr zu gebrauchen war. Aber warum er fluchtartig, nur wenige Minuten nachdem er das Haus betreten hatte, wieder herausgekommen war, dazu wollte mir nichts Plausibles einfallen. Mittlerweile war ich auch ziemlich müde und hatte ge-

nug vom Spekulieren und Kombinieren. Wenn er versucht hatte, irgendwo einzubrechen, dann war ganz sicher nicht Niemeyer sein Opfer gewesen. Keiner brach ausgerechnet in der einzigen Wohnung ein, in der Licht brannte. Also hatte ich beschlossen, dass es mich nichts anging, und nur noch mit meiner Müdigkeit gekämpft.

Ich bestellte einen Espresso und einen Brandy an der Bar und ließ mich auf ein schwarzes Ledersofa in der Ecke neben dem Eingang fallen. Wie gewöhnlich am Samstagmorgen war das BlaBla noch gut besucht. Nur Liss konnte ich nirgends entdecken. An meinem Tisch saß ein Paar mit Rastalocken, das sich eine Tasse Tee und einen Joint teilte. Als ich sie gefragt hatte, ob der Platz neben ihnen noch frei sei, hatte die Frau nur gleichgültig mit den Schultern gezuckt. Seitdem saßen die beiden nebeneinander und schauten durch das Fenster in die Finsternis dieses frühen Morgens.

«Who are you this time?» Als der Kellner die Getränke brachte, stellte Mr. Waits die entscheidende Frage. Ich starrte auf die bernsteinfarbene Flüssigkeit in meinem Glas und wusste keine Antwort. Jemand, der vor sich selbst wegläuft, hätte meine Schulfreundin Freundin Hannah gesagt, die es wissen musste, denn sie tat selbst nichts anderes; jemand, der nichts zu Ende bringt und der nicht weiß, was er will – meine Eltern. Ich machte jeden Tag zwanzig Liegestütze, weniger um fit zu bleiben, sondern vielmehr um meinen Willen zu testen. Nach dem zehnten fing es an, anstrengend zu werden. Wenn ich nicht bereit war, etwas von mir zu verlangen, hörte ich auf. Dann war irgendetwas nicht in Ordnung. Aber meistens quälte ich mich bis zum Schluss. Daher glaubte ich nicht, dass es an fehlendem Durchhaltevermögen lag, weshalb ich nicht so zielgerichtet leben konnte wie andere in meinem Alter, dass ich zu willensschwach war oder zu gleichgültig. Ich hatte einfach aufgehört, mir etwas vorzumachen. Es gab kein Ziel, keine Perspektive, für die es sich lohnen würde, Verzicht zu üben und übermäßigen Ehrgeiz zu entwickeln. Begriffe wie Selbstverwirklichung oder

Berufung, die für den karriereorientierten Menschen vor der ersten Sinnkrise eine beinahe religiöse Bedeutung hatten, waren für mich so leer wie ein Kasten Bier nach einem Skatabend. Ich hatte aufgehört, mich von einer Zukunft abhängig zu machen, von der ich mir einredete, sie verspräche Besseres als das Leben, das ich gegenwärtig führte. Natürlich war es ganz normal, dass man ein Bild von sich entwarf und versuchte, dem irgendwie zu entsprechen. Was aber, wenn man immer wieder zu der Einsicht gelangte, dass dieses Bild nur eine Fiktion war, die mit der Realität nicht viel zu tun hatte? Ich kannte eine ganze Reihe von Leuten, die beinahe täglich damit beschäftigt waren, ein neues Bild von sich zu entwerfen, weil sie es nicht aushielten, sich so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit waren.

Meine alte Freundin Hannah zum Beispiel hatte es nach dem Scheitern ihrer Ehe und dem Selbstmord ihres Mannes mit einem jugendlichen Liebhaber, ein paar Wochen London, mehreren Analysen, einem Verhältnis mit einem zwanzig Jahre älteren Therapeuten und zwei Semestern Psychologie an der Freien Universität versucht. Zurzeit nahm sie an einem Workshop über ganzheitliches Bewusstsein und transzendente Meditation teil. Als ich sie in der vergangenen Woche angerufen hatte, teilte sie mir mit verschlafener Stimme mit, sie wäre gerade in der fünften Dimension gewesen. Schön, sagte ich, dass du da wenigstens telefonisch erreichbar bist, woraufhin sie mir erklärte, dass ich endlich damit anfangen sollte, nach meinen Wurzeln zu suchen und das Kind in mir zu entdecken, anstatt Witze zu reißen und ständig vor mir selbst auf der Flucht zu sein. Vielleicht hatte sie Recht und ich machte mir etwas vor. Allerdings fand ich es durchaus bedenklich, wenn eine temperamentvolle Chaotin wie Hannah, die zu allem Überfluss auch noch Lachmund hieß, keinen Spaß mehr verstand.

«Halloho ... wo bist du?», hauchte es neben mir. Schon wieder eine Frage, die nicht so leicht zu beantworten war. Vielleicht in der fünften Dimension. Ich tauchte auf vom Grund meines Brandyglases und hob den Kopf. Vor mir

stand Liss. Sie beugte sich zu mir herunter und küsste mich dorthin, wo ich es am wenigsten mochte: auf die Stirn.

«Du scheinst mich mit jemandem zu verwechseln», sagte ich, zog sie noch einmal zu mir herunter und küsste sie auf den Mund. «Oder sehe ich vielleicht aus wie dein Vater?»

«Du siehst aus wie jemand, der Komplexe hat», sagte sie und zog eine der vielen dunklen Strähnen aus dem Mund, die ihr beim Hinunterbeugen ins Gesicht gefallen waren.

Jetzt wusste ich wieder, wo ich war: auf dem Boden der Tatsachen!

Liss warf den Kopf zurück, um ihr widerspenstiges schwarzes Haar zu bändigen, dann setzte sie sich dorthin, wo eben noch die Rastafrau gesessen hatte, die in der Zwischenzeit samt ihrem männlichen Pendant und einer Wolke Cannabisrauch in der Dunkelheit verschwunden war.

«Einen Milchkaffee und ein Glas Mineralwasser», sagte sie lächelnd zu dem Barmann, der die Teetasse abräumte und die Reste von dem Joint entsorgte. Liss sah ziemlich fertig aus, zugleich aber auch irgendwie glücklich, als hätte sie eine Herausforderung angenommen und sich selbst etwas bewiesen. Oder sie war verliebt! Jemand, der aussieht, als habe er Komplexe, neigt nun mal zur Eifersucht.

Mit einer Schlängelbewegung ihres Oberkörpers wand sie sich aus ihrer schwarzen 60er-Jahre-Lacklederjacke und legte sie neben sich auf das Sofa. Darunter trug sie einen schwarzen Rollkragenpullover, dazu einen schwarzen Rock. Ziemlich unauffällig für ihre Verhältnisse. Nur ihre giftgrünen Nylon-Strumpfhosen mit Laufmasche erinnerten an ihren Hang zur Extravaganz, der sie mehrmals wöchentlich in Secondhand-Shops trieb, die nach Mottenkugeln und chemischer Reinigung rochen – womit sie zumindest zum Teil eine Lieblingsthese meines Freundes Theo bestätigte, die da lautete: Wirklich attraktive Frauen trifft man nicht in Diskotheken oder Szenelokalen, sondern in HUMANA-Kaufhäusern und in der Staatsbibliothek!

Liss bekam ihren Kaffee und ihr Wasser.

«Wie geht's deinem Vater?», fragte ich, während sie den

Keks von der Untertasse nahm und in den Milchschaum auf ihrem Kaffee tauchte.

«Ich soll dich von ihm grüßen.» Sie biss die schaumbedeckte Hälfte von ihrem Keks ab und schien sich an etwas zu erinnern. Ein Lächeln trat auf ihre Lippen. Als sie es bemerkte, versuchte sie es zu unterdrücken.

«Was ist los? Warum lachst du?»

«Er wollte wissen, was du so treibst, beruflich.»

«Ja und, was ist daran so komisch? Was hast du ihm gesagt?»

«Ich habe gesagt, das würde ich selbst gerne wissen. Ich glaube, das hat ihn etwas irritiert.»

«Was soll das heißen, das würdest du selbst gerne wissen? War es dir peinlich, deinem Vater zu erklären, dass dein Freund Pizzas ausfährt? Das ist wohl kein Umgang für die Tochter eines Weingroßhändlers, der sein Kapital in Hauptstadtimmobilien anlegt.» Sie hatte mir am Telefon erzählt, dass ihr Vater in der Stadt war, um über den Kauf eines Hauses zu verhandeln. Mein aufgebrachteter Ton schien sie nur noch mehr zu amüsieren. Natürlich, ich hatte Komplexe!

«Ach, Henry, du bist wirklich süß. Wenn du meinen Vater kennen würdest, kämst du gar nicht auf solche Gedanken. Er ist ganz großartig.»

Sie hatte nie viel von ihm gesprochen. Ich wusste nur, dass er sich in all den Jahren mehr um seine Geschäfte als um seine Tochter gekümmert hatte und dass Alissas Mutter zirka zwanzig Jahre jünger war als er. Und jetzt finanzierte er Liss ein Kommunikationsdesign-Studium, das sie nicht interessierte, ein Leben, mit dem sie nicht zurecht kam, und er erschien ihr ganz großartig. Die Abwesenheit der Väter – ein Thema, das ganze Heerscharen von Literaturwissenschaftlern, Psychologen, Sozial-Anthropologen und Verhaltensforschern auf Trab hielt. Nicht ohne Grund. Und ich sah aus, als hätte ich Komplexe!

«Ich habe nur die Wahrheit gesagt», sagte Liss und sah mich herausfordernd an.

«Wie soll ich das verstehen?»

«Ich weiß nicht, was du tust, wenn du die ganze Nacht unterwegs bist. Was du am Telefon gesagt hast, war nicht gerade sehr aufschlussreich.»

Längst hätte mir klar sein müssen, worauf sie hinaus wollte, dass sie den Verdacht nicht ertragen konnte, ich würde etwas vor ihr verheimlichen. Sie war süchtig nach allem, was für sie neu war. Wahrscheinlich hatte sie mich nur deshalb in dieser Nacht noch sehen wollen. Was soll's . . .

«Also gut», sagte ich, tief seufzend, und bestellte noch einen Espresso.

Liss rutschte auf dem Sofa hin und her und nahm sich eine von meinen Zigaretten. Sie rauchte nur, wenn sie nervös war. Ich gab ihr Feuer.

«Alles, was ich dir jetzt erzähle, ist topsecret, klar?» Etwas pathetisch hielt ich den ausgestreckten Zeigefinger vor meine Lippen. Ein bisschen wollte ich die Situation schon auskosten. Schließlich kam es nicht allzu oft vor, dass ich die Regeln bestimmen konnte.

«Mach's gefälligst nicht so spannend, du Schuft!»

Nach dieser charmanten Aufforderung fing ich endlich zu erzählen an – von dem Inserat in der Zeitung, von meiner Begegnung mit Patricia Courtois, von Niemeyer und meiner Observation. Ihre Zigarette hatte Liss nach wenigen Zügen auf die Ablage des Aschenbechers gelegt, wo sie bis zum Filter herunterbrannte, der Milchkaffee stand abgestanden und kalt vor ihr auf dem Tisch. Ich muss zugeben, dass ich ihre Aufmerksamkeit genoss, dass ich froh war, als sie, alles um sich herum vergessend, an meinen Lippen hing. Natürlich wollte sie das Foto von Niemeyer sehen, selbstverständlich fuhren wir danach mit dem Fiat Panda in die Kollwitzstraße. Bei Niemeyer brannte immer noch Licht.



## **Zu viel Aufregung für einen schönen Tag**

Die Staubteilchen tanzten bereits in der Mittagssonne, als ich am nächsten Tag zum ersten Mal die Augen öffnete. Liss schlief noch. Ihr Haar lag wie eine zusammengerollte schwarze Katze neben ihr auf dem Kopfkissen. Sie hatte mir den Rücken zugekehrt. Ihr Gesicht wurde von ihrer linken Schulter verdeckt, die sich jedes Mal etwas hob, wenn sie einatmete. Ich stützte mich auf den rechten Ellenbogen und beugte mich über sie. Sie sah aus, als würde sie lächeln. Ich hätte viel dafür gegeben zu erfahren, wovon sie im Augenblick träumte, und muss gestehen, ich hatte bestimmte Wunschvorstellungen.

Es war kurz vor dreizehn Uhr und wir waren erst fünf Stunden im Bett. Ich küsste sie sanft am Hals auf einen Fleck, der davon zeugte, dass ich sie fünf Stunden zuvor schon einmal dort geküsst hatte – etwas weniger sanft. Spuren der Leidenschaft. Vielleicht sollte ich es als Autor von Trivialromanen versuchen. Einen Titel für meinen Erstling hätte ich jedenfalls.

Wenn Liss schlief, sah sie aus wie ein kleines Mädchen, das tausend mal tausend Trilliarden in der Kasse ihres Kaufmannsladens hatte und noch nicht wusste, was das Leben kostete.

Mein neuer Job war ganz nach ihrem Geschmack. Während wir am frühen Morgen zu ihr nach Hause gefahren waren, hatte sie im Auto das Diktiergerät abgehört, wobei sie immer wieder auf die Pausentaste gedrückt und meine Beobachtungen durch phantasievolle Erklärungsversuche ergänzt hatte. Der Mann mit dem Hut war für sie eine besondere Herausforderung. Sie einigte sich schließlich darauf, dass Niemeyer ihn engagiert hatte, um meine Auf-

merksamkeit auf ihn zu lenken, während er selbst, wahrscheinlich durch den Nachbaraufgang, das Haus verlassen hatte. Das erklärte auch das Licht, das die ganze Nacht in der Wohnung brannte. Es sollte so aussehen, als sei Niemeyer zu Hause, während er inzwischen in aller Ruhe seinen Geschäften nachging. Welcher Art diese Geschäfte waren, wusste sie noch nicht so genau. Sie schwankte zwischen Plutoniumschmuggel, Heiratsschwindel und Kaufhauserpresung. Den Gedanken, dass es sich bei Niemeyer um einen ehemaligen Stasiagenten handelte, hatte sie allerdings sogleich verworfen, nachdem sie ihn ausgesprochen hatte. In drei Punkten war sich Liss jedoch vollkommen sicher: Erstens, er hieß nicht Niemeyer. Zweitens war er alles andere als ein Therapeut. Und drittens bestand der Sinn und Zweck meiner Tätigkeit nicht darin, ihn tatsächlich zu beobachten, sondern darin, dass er sich beobachtet fühlte. Er sollte nervös werden und einen Fehler machen. Höchstwahrscheinlich, vermutete Liss, gab es sogar jemanden, der beobachtete, was passierte, während ich im Panda saß und ihn beobachtete. Deshalb spielte Patricia Courtois auch nicht mit offenen Karten. Ich sollte in dem Glauben gelassen werden, dass ich der eigentliche Observator wäre, um die Rolle auch überzeugend verkörpern zu können. So war Liss. Und mir war wieder einmal klar geworden, dass ich niemals eine andere Wahl hatte, als mich in sie zu verlieben.

Abgesehen von unseren Kleidungsstücken, die verstreut auf dem Fußboden lagen, war ihre Wohnung noch in dem Zustand, den wir für die väterliche Besichtigung mühevoll hergestellt hatten – was nicht bedeutete, dass jemand, der Liss nicht kannte, die Wohnung als besonders aufgeräumt bezeichnen würde. Liss hielt nicht viel von sperrigen Möbelstücken wie Schränken oder Vitrinen, was zur Folge hatte, dass ihre ganzen Sachen überall in der Wohnung verteilt waren. Ihre Platten und CDs standen jedoch wenigstens in ihren Hüllen neben der HiFi-Anlage, anstatt – wie gewöhnlich – offen irgendwo herumzuliegen. Ihre Bücher waren unter dem Fensterbrett gestapelt. Es gab zwei Stüh-

le, auf denen sie und ihr Vater vermutlich gegessen hatten, die nicht mit T-Shirts, Pullovern, Kleidern und Röcken behangen waren. Man konnte durch das Zimmer laufen, ohne über einen der vielen Secondhand-Schuhe zu stolpern, dessen Gegenstück mit Sicherheit irgendwo anders eine ebensolche Gefahrenquelle darstellte – aber wo? Ihre Sammlung vertrockneter Zimmerpflanzen war durch einen anderthalb Meter hohen Ficus benjamina in einem Hydrotopf ersetzt worden, den ich aus dem Supermarkt rangeschleppt hatte, ungeachtet der Gewissheit, dass dessen Blätter in absehbarer Zeit auf dem Fußboden landen würden. Ungeöffnete Schreiben von Behörden, Werbesendungen, Flyer von ihren Lieblingsclubs, alte Zeitschriften und Ansichtskarten, Schachteln von Antidepressiva, leere Weinflaschen, zerbrochene Mitbringsel, ausgelaufene Batterien und dergleichen hatten wir in Kisten gesammelt und entsorgt, um genügend Platz für einen Staubsaugerersteinatz zu haben und mit Hilfe äußerst effektiver Produkte der chemischen Industrie gegen diverse Flecken auf der beige Auslegware vorgehen zu können.

Die Auslegware gehörte zum Inventar der Wohnung und die Wohnung gehörte Alissas Vater. Er hatte sie gekauft, als seine Tochter sich vor einiger Zeit dazu entschlossen hatte, nach Berlin zu ziehen. Bei den hiesigen Mietpreisen und der voraussichtlichen Wertsteigerung von Wohneigentum in der Innenstadt sicher nicht die schlechteste Entscheidung – wenn man es sich leisten konnte. Aber davon konnte man bei einem Mann, der in der Stadt war, um ganze Häuser zu erwerben, wohl ausgehen. In wenigen Stunden sollte ich ihn kennen lernen. Jemand aus dem Senat, mit dem er schon seit Jahren befreundet war, hatte ihn und Liss zu einem Hubschrauberflug über den Potsdamer Platz und das Regierungsviertel eingeladen. Und da noch ein Platz frei war, sollte ich mitkommen. Liss hatte mich vor dem Einschlafen davon informiert, beiläufig wie eine Sekretärin, die kurz vor Feierabend noch schnell mit ihrem Chef die Termine für den nächsten Tag abspricht. Sie verstand es immer wieder, mich

zu überraschen.

Der Begegnung mit Alissas Vater sah ich mit äußerst gemischten Gefühlen entgegen. Nach dem, was mir Liss von ihm erzählt hatte, war ich einerseits zwar gespannt, ihn kennen zu lernen, andererseits wusste ich aus Erfahrung, dass Treffen mit Eltern von Freundinnen und Geliebten in aller Regel äußerst krampfhaft verliefen. Ein Hubschrauberflug konnte da durchaus zu einem guten Einstieg verhelfen. Es ging nicht gleich auf den Prüfstand mit Kaffee und Kuchen und zwanghafter Kommunikation – oder vielleicht lieber ein Schnäpschen, Herr Palmer? – Wahrscheinlich war es gar keine schlechte Idee, so zwischen Himmel und Erde ein paar Runden zu drehen, bevor man sich in bodenständiger Manier dem Ritual des gegenseitigen Abtastens widmete. Man würde vorher die Welt aus einer anderen Perspektive sehen, gemeinsam von oben hinab auf das in den Himmel wachsende Zentrum der Stadt schauen und sich ein bisschen wie Gott fühlen, milde lächelnd über die ameisenhafte Geschäftigkeit da unten. Wahrscheinlich war es tatsächlich ideal, sich auf diese Weise kennen zu lernen, wenn, ja wenn ich nicht unter Flugangst leiden würde und allein die Vorstellung, in einer solchen Blechkiste zu sitzen und von einem einzigen Propeller mehrere hundert Meter in die Höhe geschraubt zu werden, schon genügte, um mir den Schweiß aus den Poren zu treiben. Geht es Ihnen nicht gut, Herr Palmer, Sie sehen irgendwie blass aus?!

Liss wusste, dass ich heute Nachmittag frei hatte. Also würde ich um ein peinliches Eingeständnis wohl nicht herum kommen.

Ich stand auf und öffnete das Fenster. Die Luft war kühl und klar und roch nur ganz leicht nach dem typischen Brandaroma der Heizperioden. Eine S-Bahn schlängelte sich über den Viadukt in Richtung Friedrichstraße. Die Blätter der Bäume im Monbijoupark hatten bereits eine rötliche oder gelbliche Färbung. Vergeblich bemühte sich ein Mann in einem Trenchcoat, mit seinem Sohn einen selbstgebauten Drachen steigen zu lassen. Der Junge hielt die kastenförmig-

ge Konstruktion mit ausgestreckten Armen in die Höhe und ließ auf Kommando los, während der Vater gleichzeitig mit der Schnur in der Hand quer über die Wiese rannte. Der Drachen stieg etwa fünf Meter, dann verlor er an Höhe und sank taumelnd zu Boden. Zu wenig Wind. Ich lehnte mich aus dem Fenster. Alissas Wohnung lag im Dachgeschoss und so konnte ich weit über die Dächer der Häuser in der Oranienburger Straße sehen. Die Kuppel der Synagoge glänzte golden unter dem wolkenlosen Himmel. Ideales Wetter für einen Hubschrauberflug.

Nachdem ich meine Sachen vom Fußboden aufgelesen hatte, ging ich ins Bad, wusch mich und putzte mir die Zähne mit Alissas Zahnbürste. Danach zog ich mich an, riskierte einen Blick in den Spiegel und trank ein Glas Orangensaft in der Küche, die eine halbhohe Theke mit dem Wohnzimmer verband. Ich hatte Dmitri gestern fest versprochen, den Panda bis um vierzehn Uhr ins Bella Italia zu bringen. Nun musste ich mich etwas beeilen. Weil ich Liss nicht wecken wollte, schrieb ich ihr auf einen Zettel, dass ich im Anita Wronski zu frühstücken gedachte und sie von dort aus anrufen würde. Den Zettel schob ich unter die Flasche 89er Grand Cru, die ihr Vater zur Wohnungsbesichtigung mitgebracht hatte.

Der Panda stand in einer Nebenstraße im Halteverbot. Natürlich steckte ein Stück Papier unter dem Scheibenwischer, das sich überraschenderweise jedoch nicht als Strafzettel, sondern als Werbung für ein neu eröffnetes italienisches Restaurant in der Nähe entpuppte. Ich hielt das für ein gutes Omen und warf einen Blick auf die Speiseangebote des Ladens. Der Besitzer war clever und drückte sich um den Plural von Pizza. Wenn man es wagen sollte, in einen Hubschrauber zu steigen, dann nur an einem Tag, der anfang wie dieser.

Als ich das Bella Italia betrat, sah ich sofort die Anspannung in Dmitris Gesicht. Er kniff die Augen zusammen, als würde er plötzlich von der Sonne geblendet, schwang mit erstaunlicher Behändigkeit seinen kompakten Körper um

die Tresenecke und kam schnurstracks auf mich zu gelaufen. Stone, mein Wochenendvertreter, der eigentlich Oliver Steinke hieß und Soziologie studierte, saß schon am Personaltisch und baute eine Konstruktion aus Bierdeckeln – die in sich zusammenfiel, als Dmitri, wie von der Tarantel gestochen, daran vorbei fegte. Grußlos schob er mich in die Küche, wo Charlie Pizzateig knetete und Maria Servietten faltete. Als ich herein kam, unterbrachen sie ihre Tätigkeiten und starrten mich an. Ich nickte ihnen zu. Maria erwiderte zaghaft meinen Gruß. Charlie begann wieder, seinen Teig zu bearbeiten, ohne mich jedoch aus den Augen zu lassen. Keiner sagte etwas.

«Was ist los, ihr seht mich an, als hätte ich jemanden umgebracht?» Einer musste ja damit anfangen, das Eis zu brechen.

«Hast du?», fragte Dmitri ernsthaft.

Ich war der Einzige, der über seine Schlagfertigkeit lachte. «Wie habt ihr das rausbekommen?»

Dmitris Gesicht, auf dem winzige Schweißtropfen glänzten, wurde plötzlich rot, eine Ader, die schräg über seine Stirn lief, trat deutlich hervor. Mühsam beherrscht, sagte er: «Die Polizei war heute Vormittag hier, ein Hauptkommissar Röntsch von der Mordkommission. Er hat nach dir gefragt.»

«Röntsch?» Der Name war mir nicht unbekannt. Als meine Freundin Hannah vor anderthalb Jahren aus ihrem Frankfurter Exil zurückgekehrt war, hatte es einige Schwierigkeiten mit ihrem Gatten gegeben, einem zwielichtigen Advokaten, der von einer abgetakelten Unterweltgröße dazu erpresst worden war, Kinderfilme zu produzieren – solche, die nicht im Nachmittagsprogramm liefen. Die Geschichte fand damals kein sehr appetitliches Ende. Hannahs Angetrauter hatte sein Arbeitsverhältnis und alle anderen Probleme gelöst, indem er seinen Boss erschoss und sich anschließend selbst die Pistole in den Mund steckte. Hannah war dabei gewesen, als er auf den Auslöser drückte – und ich auch. Soweit ich mich erinnern konnte, hat-

te Röntsch – damals noch Kommissar – mir unbedingt den Mord an einer polnischen Frau anhängen wollen, die in meiner Wohnung getötet worden war. Ich hatte zwar kein Motiv gehabt, aber mein Alibi war äußerst dünn gewesen.

«Also, wen soll ich diesmal umgebracht haben?», fragte ich in die Runde.

Dmitri starrte mich entgeistert an. Maria konnte ihr Erstaunen ebenfalls nicht verbergen, selbst Charlie, sonst stets Inbegriff buddhistischer Selbstbeherrschung, vergaß wieder für einen Augenblick, seinen Teig zu kneten.

«In der vergangenen Nacht ist ein Mann ermordet worden, in Prenzlauer Berg. Hast du noch keine Nachrichten gehört?» Dmitri sah mich forschend an.

«Nee, ich hab' ausgeschlafen und bin gleich hierher gefahren. Dass das Radio im Panda nicht funktioniert, brauche ich dir ja wohl nicht zu sagen.»

«Anstrengende Nacht, was?»

«Was meinst du, wie der Kerl sich gewehrt hat!» Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, dass mein Humor im Augenblick nicht besonders gut ankam.

«Der Hauptkommissar sagte, dein Name stand im Terminkalender des Toten. Außerdem wäre mehreren Nachbarn der Fiat Panda aufgefallen, in dem ein Mann, auf den deine Beschreibung passt, nachts vor der Tür gewartet hätte.»

Jetzt war ich an der Reihe, verblüfft zu sein. «Niemeyer ist tot?»

«Sie haben versucht, dich zu Hause zu erreichen. Dann sind sie hierher gekommen. Einer der Nachbarn hat sich die Aufschrift des Pandas gemerkt.»

«Und mein Name stand in seinem Terminkalender?»

Dmitri wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann nickte er und fragte: «Wozu brauchtest du das Auto, Henry?»

Röntsch hatte sich nicht geändert. Er war schon damals äußerst fix gewesen, wenn es darum ging, Verdächtigungen unter die Leute zu bringen. Ich senkte den Blick und plötz-

lich erschien mir die ganze Szene vollkommen unwirklich. Ich stand in der Küche eines Pseudo-Italieners, in der ein Vietnamese Pizzateig knetete, und wurde verdächtigt, einen Mord an einem Mann begangen zu haben, den ich nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen hatte – nachts in einem Treppenhaus. Ich erinnerte mich an den starren Blick Niemeyers, die weit aufgerissenen Augen, als stünde er seinem Mörder gegenüber. Ich hätte laut und deutlich einen einfachen Satz mit einer eindeutigen Aussage sagen können: Ich habe ihn nicht umgebracht. Doch die Situation war zu irreal.

Es klingt verrückt, aber vielleicht war meine Verunsicherung in diesem Moment so groß, dass ich sogar selbst anfang, an meiner Unschuld zu zweifeln. Nicht dass ich wirklich daran geglaubt hätte, Niemeyer getötet zu haben, aber meine Gewissheit, es nicht getan zu haben, war irgendwie erschüttert. Wenn das die Tatsachen waren, wenn es stimmte, dass Niemeyer tot war und mein Name in seinem Terminkalender stand, dann gab es dunkle Stellen, Fragen, auf die ich keine Antwort wusste. Worauf hatte ich mich eingelassen? Vor wem fürchtete sich Niemeyer, als er mir gegenüberstand?

Der Boden unter meinen Füßen begann zu schwanken. Ich stützte mich auf die Spülmaschine, schaute in Dmitris Gesicht und zuckte mit den Schultern. Zu mehr war ich im Augenblick nicht in der Lage.

Dmitri gab Maria ein Zeichen, woraufhin sie mit Bestecken und Servietten die Küche verließ – nicht ohne mir vorher einen besorgten Blick zuzuwerfen. Er holte eine Flasche Ouzo aus dem Schrank, schraubte den Verschluss auf und reichte sie mir. Ich kam mir vor wie ein Ertrinkender, dem ein Rettungsring zugeworfen wurde. Als der Schnaps in meiner Speiseröhre brannte und ich den Anisgeschmack auf der Zunge spürte, ging es mir besser. Ich hatte noch nichts gegessen, der Alkohol stieg mir sofort in den Kopf.

«Sollst du Röntsch anrufen?», fragte ich.

Dmitri nickte.



«Lass mich mit ihm sprechen.»

Er zog aus der Brusttasche seines Hemdes einen Zettel, auf dem die Nummer eines Mobiltelefons stand, und gab ihn mir zögernd. «Ich will keinen Ärger», sagte er. «Wenn bekannt wird, dass der Panda vor dem Haus gestanden hat, in dem dieser Mann umgebracht wurde, dann steht morgen in der Zeitung: Steckt die Mafia dahinter? Und keiner achtet auf dieses verdammte Fragezeichen. Luigi – ein Obermafioso? Wird im Bella Italia schmutziges Geld gewaschen? Lauter Fragezeichen, die keinen Menschen interessieren. Aber was davor steht, das ist interessant, verstehst du? Ich kann hier dichtmachen! Wer will sich schon von einem ausländischen Kriminellen die Spaghetti servieren lassen?!»

Ich konnte zusehen, wie die Ader auf seiner Stirn wieder answoll.

«Was ist los?», blaffte er in Charlies Richtung. «Wie lange brauchst du noch für diesen lächerlichen Pizzateig?»

«Viel Aufregung nicht gut für die Seele», entgegnete Charlie gelassen. «Große Ablenkung vom Weg der Erkenntnis!»

Dmitri schnappte nach Luft und tobte los: «Was geht dich meine Seele an, du neunmalkluger Sojasprössling? In meinem Restaurant rege ich mich auf, soviel ich will, verstanden! Das tut meiner Seele gut, sehr gut sogar. Und jetzt mach gefälligst, dass du fertig wirst, sonst lernst du mich kennen, und du kannst sicher sein, das wird deiner Seele nicht gut tun.»

«Tut mir leid», sagte ich und drückte Dmitri die Ouzoflasche in die Hand. «Ich werde versuchen, Röntsch davon zu überzeugen, dass es überflüssig ist, das Bella Italia in den Pressemitteilungen zu erwähnen.» Um ihn zu beruhigen, legte ich meine Hand auf seine Schulter. Dabei war ich alles andere als überzeugt davon, dass mir das gelingen würde. Röntsch war gegenüber der Presse äußerst auskunftsfreudig, daran konnte ich mich noch gut erinnern. «Ich rufe ihn gleich an.»

Im Restaurant herrschte noch immer Samstagnachmittagsflaute. Ein Rentner mit Schiebermütze und Schmer-

bauch hatte den Spaziergang mit seinem Dackel unterbrochen, um am Tresen ein Bier zu kippen. Im Radio versuchte sich irgendjemand an Dizzy Gillespies «Night in Tunisia». Maria und Stone saßen am Personalisch und steckten die Köpfe zusammen. Als ich herein kam, unterbrachen sie ihr Gespräch und sahen mich an. Ich zwinkerte Maria mit einem Auge zu, dann ging ich hinter die Theke.

Zunächst wählte ich die Nummer von Patricia Courtois. Wie gewöhnlich, ein Freizeichen, das ich mir ungefähr zehnmal anhörte.

Röntsch ließ es nur zweimal läuten, bevor er sich meldete: «Ja?»

«Hier auch, Sie wollten mich sprechen?»

«Palmer? Wo sind Sie?»

## **Ende der Leseprobe**